„Ja, Sie haben recht, Herr Pfarrer," begann der Doktor spitzig, „wir wollen unsern Kindern lederne Wämser, hänfene Hemden und Klotzschuhe machen lassen, ihnen die Haare fest an der Kopfhaut abschneiden lassen und sie dreimal des Tages in Kot und Staub herumwälzen. Dann werden sie wohl gegen alle Sinnlichkeit und Eitelkeit abgetötet. Statt des Klavierlehrers wollen wir den Kuhhirten kommen lassen, damit ihnen der Ehrentitel vergeht, und verdammt sei jedes Buch außer dem Katechismus. Welt und Menschen sollen sie fliehen und verachten lernen und Gott fürchten, daß sie im Ofenloch stecken bleiben ihr Leben lang. Jeden Tagesstrahl wollen wir fern halten und sie in ägyptischer Finsternis begraben, damit ihre Tugendhaftigkeit nicht gefährdet wird, und wenn dann alles noch nicht hilft, wollen wir die ganze Welt voll Klöster bauen und alle mit einander in Sack und Asche Buße tun, damit das Menschengeschlecht je eher um so lieber ausstirbt."

Sogetane Rede begleitete der Doktor mit spöttischem Lachen, in das die andern, außer dem Matthes, der heute in seinem eigenen Hause nicht daheim war, einstimmten, sich des Triumphes freuend, den sie damit über den Pfarrer zu feiern meinten. Der hob nur den Kopf auf, sah den Doktor scharf an und fragte: ob das seine ganze Widerlegung sei? worauf keine Antwort folgte; denn die Weiber begannen ihr Geplapper wieder, die den gefährlichen Einfluß des Pfarrers auf dem Hofe um jeden Preis zu brechen sich vorgesetzt. Sie fühlten es gleich, daß entweder sie oder der geistliche Herr hier weichen müßten. Darüber kam die Hoffrau, die sich während der Rede des Doktors entfernt hatte, wieder herbei und begann den Erziehungsstreit wieder von neuem. Es handelte sich ja um ihr Lieblingsprojekt.

„Ach, Herr Pastor, ich meine doch auch, man solle seinen Kindern eine standesgemäße Erziehung geben lassen, und je mehr sie in der Jugend lernten, um so besser sei es für die Zukunft. Wir haben nur drei Kinder, haben Haus und Hof, Land und Sand, Geld und Gut; warum sollten unsere Kinder nicht auch etwas Ordentliches lernen, damit sie sich in der Welt dürfen sehen lassen? Unser Röschen würde gewiß ein ander Mädchen darstellen, wenn sie ein wenig bessere Manieren lernte, und könnte nochmal sein Glück machen; und Lieschen sieht auch nicht aus, als wäre sie für die Landwirtschaft geschaffen. Auch der Junge könnte doch noch mehr lernen, als sein jetziger Schulmeister ihn lehren kann. Wir können es ja bestreiten und erleben doch auch noch mal gerne Ehre von unsern Kindern. Wenn Ihr dagegen seid, Herr Pastor, sollte man glauben, Ihr meintet es wahrhaftig nicht gut mit uns."

Das warf sie alles so hastig und heftig durcheinander, daß es dem Pfarrer kaum möglich war, den Redefaden zu durchschneiden. Bei den letzten Worten indes richtete er sich gerade auf und sah der Hoffrau starr ins Gesicht. Matthes spitzte die Ohren, möchten er gar nicht wagte, sich in den Diskurs zu mengen.

„Wißt Ihr auch, Kulshfrau," sprach der Pfarrer mit würdevollem Nachdrucke, „was es heißt, den Kindern eine standesgemäße Erziehung zu geben? Mich dünkt, das sei Euch nicht klar. Ich will Euch darüber meine Meinung sagen, und als euer Pastor dünkt mich, müßte mein wohlgemeinter Rat bei Euch noch Geltung haben. Eine standesgemäße Erziehung gibt man seinen Kindern, wenn man sie dazu tüchtig macht, was sie mit Ehren sein können und sollen. Wer darüber hinaus geht, läuft mit den Kindern ins Verderben. Was wollt Ihr aus Euren Mädchen machen? Tüchtige Hausfrauen für einen ordentlichen Bauersmann, oder vornehme Damen für die Stadt? Wenn das Erste, was ich hoffe, so haben sie ihre beste Schule bei Euch selbst und den besten Schutz unter Eurer eigenen Aufsicht. Wenn das nicht genügt, dann sucht eine Hausfrau aus, die Ihr für noch vortrefflicher haltet als Ihr selber seid, und tut sie dabei in die Lehre. Laßt sie vor allen Dingen das tüchtig lernen, was sie für Leben und Sterben brauchen, und in dem Gelernten sich fleißig üben. Ich denke, Ihr wißt selbst, was dazu nötig ist. Einer Hausfrau steht aber vor allem eine tüchtige gehorsame Frömmigkeit gut an, und besser lernt sie außer ihrer häuslichen Pflichtarbeit gar nichts, als das sonst irgend ein sonstiger Zierrat ihr auch eine irgendwie gegründete Gefahr ihrer züchtigen Frömmigkeit brächte. Oder wollt Ihr vornehme Damen daraus machen? Seht dann aber wohl zu, ob eine Bauerntochter auch Anlagen dazu hat, — und hütte sie die Anlagen, ob das auch ausführbar, und wenn ausführbar, ob das auch für Euch und Euer Kind heilsam sein wird. Für so hochmütig halte ich Euch nicht, daß Ihr den törichten Gedanken fassen könntet, Zierpuppen aus Euren noch unschuldigen Töchtern zu machen, die sich entweder Eurer schämen oder den Kulshof ruinieren werden."

„Das habe ich auch gesagt," platzte Matthes heraus, dessen Gesicht von dem genossenen Weine erglühte, „die Kinder sollen auf dem Hofe bleiben und arbeiten, das sei das beste."

„Das kannst Du mit Deinem Jungen machen, wie Du willst," erwiderte heftig die Hausfrau, „über die Mädchen habe ich zu befehlen." — Sie hielt inne — verbesserte sich aber gleich wieder, um nur den Mann nicht aufzubringen, rückte ihm aber seinen Plan mit dem Peter vor, den er ja selbst auf die „hohe Schule" bringen wolle, damit der Junge etwas mehr lerne, als ein gewöhnlicher Bauersmann.

Matthes wurde verlegen und meinte, der Junge könne und solle auch studieren, das habe er sich vorgesetzt. Aber dazu werde der Herr Pastor gewiß seinen Beifall geben. Der Peter solle Pastor werden.

„Gemach, gemach, Matthes!" versetzte der Pfarrer. „Ein solcher Vorsatz gefällt mir nicht. Ihr müßt auch zusehen, ob der Junge Anlagen zum Studieren und ganz besonders, ob er auch Neigung dazu hat. Vom Geistlichwerden kann noch gar keine Rede sein. Soviel ich den Peter kenne, mag ein tüchtiger Kaffen in ihm stecken, aber ich zweifle sehr, ob er auch nur das notwendige Geschick zum Studium hat."

„Wie? Herr Pastor, der Junge soll zu dumm zum Studieren sein?" rief die Hausfrau halb verwundert, halb verletzt aus. „Der Peter ist so gescheit, als andere Geistliche in ihrer Jugend sein mochten. Das weiß ich besser und läßt mein Mann Ihre Meinung in diesem Stücke auch nicht gelten!"

„Doch, doch," wiehelte der Doktor, „der Peter ist zu dumm zum Pastor, Kulshfrau, der taugt nur zum Bauern. Ihr versteht das nicht; das weiß der Herr Pastor besser."

„Das wollen wir doch einmal sehen, ob der Peter zu dumm zum Studieren ist," versetzte der aufgeregte, halb angetrunkene Matthes; „jetzt soll er mir einmal auf die hohe Schule, wie ich es mir vorgenommen habe, und Geistlich soll er mir werden, daß ich das sage."

Kaum merkte die übrige Gesellschaft, daß auch der Matthes sich gegen den Pfarrer stemmte, als alle über den Pfarrer herfielen und ihn niederredeten. Das war um so leichter, als derselbe gar keine Antwort mehr gab. Das Volk da wollte sich ja nicht belehren lassen, sondern seine Pläne durchsetzen, und da hilft bei aufgeklärten Stadtleuten und eigensinnigen Bauern keine vernünftige Einrede mehr. Der Pfarrer nahm seinen Hut und verabschiedete sich, indem er nochmal mit feierlichem Ernste an die rechte Ehre des Kulshofes und seine traurige Zukunft erinnert hatte. Die erhitzten Köpfe hörten ihn nicht. Kaum daß selbst Matthes den Scheidenden bis an die Haustüre begleitete. Die anderen glaubten, an dem Pfarrer sei jeder Anstand verschwendet und rührten sich nicht. Wehmütig sah sich der Pfarrer noch einmal in dem alten Hause um, worin jeder Hausrat noch an die gute, alte, patriarchalische Zeit erinnerte, grüßte die herumschleichenden Dienstboten und entfernte sich mit dem traurigen Bewußtsein, seine lieben Pfarrkinder in Händen zu wissen, die ihrem Glücke den Garaus machen würden. Er gedachte zwar, zu gelegener Zeit seinen Krieg gegen das fremde Schmarotzergeschlecht wieder aufzunehmen, obschon er selbst am Siege verzweifelte. Der Hochmut ist nämlich ein arger Wurm, der sich tief unten ins Menschenherz hineinfrißt und immer nachwächst, wenn man ihn auch oben abreißt. Mit dem Kopfe steckt er unten. Wer den Kopf nicht zerschmettert, der zerrt vergeblich am Schweife. Gewöhnlich vermögen nur herbe, bittere Leiden das gefährliche Untier zu töten. Kaum hatte sich der Pfarrer entfernt, als die ganze noble Gesellschaft — nicht über den Pfarrer allein, sondern über die gesamte Geistlichkeit herfiel, die jedem, auch dem vernünftigsten Schritte abhold sei, die Leute in der Dummheit erhalten wolle, nicht sehen möchte, daß die Menschen sich rührten und lieber alles platt an der Erde hielte, damit sie um so leichter Arbeit hätte und man nicht in die Karten sähe. Von Welt und Bildung hätten die Landgeistlichen erst gar keinen Begriff und wehrten sich aus purer Beschränktheit gegen jede Aufklärung. Das wurde alles mit pikanten Anekdoten gewürzt. Kurz, das Ende vom Liede war, daß alles, was der Pfarrer gesagt hätte, keinen Pfifferling wert sei, und daß die Kinder vom reichen Kulshofe eine „bessere Erziehung" erhalten sollten. Damit war die überaus geschmeichelte Hausfrau einverstanden, und wurden sofort Pläne gemacht, was mit den Töchtern solle angefangen werden. Vorab sollten sie ins Städtchen, um für weitere Anstalten dressiert zu werden. Der Matthes, dem's wie ein Mühlrad im Kopfe herumging, wurde mit seinem Peter gehoben und gedrückt und ihm so viel von seinem Reichtum, und was er alles damit anfangen könne, vorgeschwatzt, daß er endlich zu allem ja sagte. Erst bei einbrechender Nacht verließ die Gesellschaft den Kulshof, höchlich entzückt über die gastliche Aufnahme und mit der Einladung zum Wiederbesuch im Städtchen und dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Die Kulsfrau hatte noch allerlei Schmieralien in die beiden Wagen praktiziert, worüber sich die saubere Gesellschaft auf dem Heimwege wie billig lustig machte. Umsonst wollte man ja auch nicht den Segen der neuen Kultur über den Kulshof verbreiten.

An dem Abende wurde im Kulshofe gar kein Abendgebet gehalten, denn Matthes hatte einen ziemlichen Rausch; die Hausfrau war mit ihren Erziehungsplänen überschäftigt, die Kinder waren zerstreut von all den neuen Dingen, die sie gesehen und gelernt, Röschens Kopf war vollends in Gährung, und das Gesinde — stand fern und allein, getrennt von der Familie, gesunken in seiner Stellung und dachte seinen Teil. Trin stieß im Vorübergehen den Görgen an. Görgen knirschte mit den Zähnen und ging mit wallen Augen hinaus. Von dem Tage an herrschte im Kulshofe ein völlig fremder Geist.

Der Leser verwundert sich vielleicht am meisten über den Matthes. Doch hat ihn seine Frau nicht behext, aber so lange mit Freundlichkeiten, Grollen, Schmollen und kleinen Quälereien ihn zugesetzt, bis er mürber geworden — binnen sechs Wochen. Dann hat sie das „Bettelvolk" aus dem Städtchen zu Hülfe gerufen, erst einzeln, dann in hellem Hauf, wie wir gesehen. Als sie die Schwäche mit dem Peter erst geweckt, war sie ihres Sieges gewiß. So ist gekommen, worüber man sich billig verwundern sollte. Der Pfarrer hat nichts ausgerichtet, denn man ging ihm planmäßig aus dem Wege und zeigte sich endlich gar feindselig.

Güldene Brockensammlung.

Das Quirinusblättchen muß wohl arg weltfremd sein — Daß ihm noch immer nicht leuchtet ein — Es könne nicht viel mehr der goldenen Brocken — Den Lesern aus Truhen und Kästen locken — Warum? Nun, heut gibts nicht viel Schmuck noch Zier — Hat so was doch nur noch der Juwelier — Doch mit Verlaub, ist das denn auch wahr? — Ich möchte im Gegenteil annehmen gar — Nie hat ein Juwelier so ins Fäustchen gelacht — Weil nie er so gute Geschäfte gemacht — Als gerade in den Jahren der Kriegsgewinne — Da haben gar manche, eitel im Sinne — Das Geld, das sie verdient an Granaten — Ohn langes Ueberlegen oder Beraten — Direkt zum Juwelier und Konditor gebracht — Draus Kuchen, Armband und Brosche gemacht — So hat wohl noch Sachen manch brave Maid — Die nicht mehr passen für unsere Zeit — Ich möcht' wohl glauben, es wär ihr Begehr: — Gebt uns doch auch für die Sammlung her!

Kloster Marienberg.

Aus Würm 3 Kettchen, 2 Kreuzchen, 2 Ohrringe und Herzchen. — Aus Neuß 2 Silbermünzen, 1 Uhrkette und 1 Vorsteckkreuzchen. — Aus Hemmerden 1 silbernes Fünfmarkstück. — Aus Büderich 2 gold. Ringe. — Ungenannt aus Neuß 1 Uhr, 2 Uhrkette, 3 Ehrenzeichen. — Ungen. aus Neuß 20 Mark. — Aus Neuß 1 Ringe, 1 Löffelchen. — Aus Neuß 1 Brosche, 1 Nocknadel, 2 Ringe, 1 Paar Ohrringe, 1 Mark in Silber und eine Kleinigkeit. — Aus Hoisten 2 Kreuzchen, 2 Ringe, 1 Paar Ohrringe und eine Kleinigkeit.

Ungenannt von Kaarst 21 Mark für ein Heidenkind Richard.

Ungenannt aus Liebour eine Alberne Uhrkette, eine Nadel und zwei Mark in Silber. — Ungenannt 4 Mark in Silber, goldene Uhrkette vom gefallenen Sohn und 21 Mark für ein Heidenkind mit Namen Johann. Ungen. 20 Mark. Ungen. 7 Mark. Ungen. 2 Mark. Ungen. 1 Kilb. Kette. Aus Weckhoven 20 Mark. Aus Bonn 5 Mark und 1 Paar Ohrringe.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)



Nr. 25. Sonntag, 22. Juni. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 22. Juni: Paulinus.
Montag, 23. Juni: Edeltrudis.
Dienstag, 24. Juni: Johannes d. T.
Mittwoch, 25. Juni: Adalbert.
Donnerstag, 26. Juni: Joh. u. Paul.
Freitag, 27. Juni: Herz Jesu-Fest.
Samstag, 28. Juni: Irenäus.

Sonntagslesung.

Von der Lebensbesserung.

Sei wachsam und eifrig im Dienste Gottes. Laß es dir angelegen sein, immer besser zu werden. Denn siehe, bald wird dir der Lohn deiner Arbeit ausgezahlt werden, und dann wird keine Furcht und kein Schmerz mehr deine Seele berühren. Nur eines ist, was viele von dem Fortschritt im Guten und von der ernsthaften Besserung des Lebens zurückhält und dieses eine heißt: Es ist so schwer, so sehr schwer, gegen sich selbst zu kämpfen und dieses schwere Stück Arbeit scheuen sie. Je mehr der Mensch sich selbst überwindet und mit der Uebermacht des Geistes die niederen Triebe ertötet, desto weiter kommt er im Guten vorwärts, desto größerer Tugend macht er sich fähig. Zwar hat der eine mehr, der andere weniger Leidenschaften zu überwinden. Wer aber das Werk der Selbstüberwindung mit edlem Eifer angreift, wenn er auch noch so viele Leidenschaften zu bekämpfen hätte, der wird es im Guten ungleich weiter bringen, als ein anderer, der eine stille, sanfte Gemütsart besitzt, dabei aber den Eifer nicht hat, mit dem die Tugend will errungen sein. „Lerne entsagen", „lerne ertragen", „lerne dich plagen", das sind die drei Dinge, die uns unter Gottes Beistand den Fortschritt im Guten verbürgen.

Thomas v. Kempen I, 25.

Wenn du anfängst, lau zu werden,
Fängt auch an, dein Glück zu schwinden,
Doch, dem Eifer hingegeben
Wirst du großen Frieden finden.

Ohne Religion keine Weltverbesserung.

Kulturfortschritt, Humanität, echtes Menschentum, Weltbürgertum, Völkerbund, das sind Worte, die man heute oft genug vernimmt und liest. Den Kulturfortschritt zu fördern, die Menschheit zur echten wahren Humanität zu erziehen, die Völker miteinander zu verbinden, das geben sogar die Spartakiden, die alles zertrümmern und niederschlagen, als Ziel ihrer Bestrebungen aus. „Das Alte" sagen sie, „muß stürzen, die Zeit sich wandeln, diejenigen, die bisher die Menschen geknechtet, müssen entehrt und machtlos werden, und neues Leben wird aus den Ruinen blühen".

Nun sollte man meinen, um dieses Ziel, die Menschen zu einem größeren Gemeinsinn und größerer Liebe zu erheben, zu erreichen, dazu müßte man doch die Mithülfe aller derjenigen gerne in Anspruch nehmen, die ausgesprochener Maßen auch ein solches Ziel verfolgen. Und das tut doch in erster Linie das Christentum, die hl. Kirche. Es ist das ja mit, ja ihre hauptsächlichste Aufgabe. Aber nein, sie wird als Feindin der Humanität, des Kulturfortschrittes verschrien und verachtet. Aber sehr mit Unrecht.

Man kann doch die Menschheit nur heben, wenn man eine hohe Anschauung vom Menschen und vom Werte des menschlichen Lebens hat. Und wer zeigt uns denn diesen Wert in schönerem Lichte und auf größerer Höhe, als gerade die hl. Kirche? Sie tritt vor dem Menschen hin und sagt ihm: „Sieh, du bist mehr, als die Blume der Wiese, die heute in ihrer Farbenpracht dasteht und morgen verwelkt, mehr als der Schmetterling, der heute von Blume zu Blume fliegt und morgen in einem Sturm oder einer Regenschauer seine zarten Flügel zerschlagen sieht und auf den Weg geschleudert, vom Fuß des Wanderers zertreten wird und dann nicht mehr existiert. Du bist unendlich mehr, du bist ein Ebenbild, ein Kind Gottes, du besitzest eine unsterbliche, für den Himmel geschaffene Seele, eine Seele so kostbar, daß der menschgewordene Sohn Gottes sie mit seinem Blute am Kreuze erkauft hat."

„Du bist nicht erschaffen, um hier einige Jahre zu essen und zu trinken, zu lachen und zu weinen, zu seufzen und zu stöhnen, und dann wäre mit dem Tode alles aus. Nein, du bist zum Dienste dessen geschaffen, der über den Sternen wohnt. Und hast du ihm im Leben treu in Glaube und Liebe gedient und du stirbst dann, dann will er dich in den Himmel nehmen und dich teilnehmen lassen an seiner ewigen Herrlichkeit und Seligkeit."

Werden nun diese Wahrheiten ernst und wirksam erfaßt, müssen sie dann nicht wohltätig auf das ganze menschliche Leben einwirken? Müssen sie nicht Licht und Klarheit, Mut und Entschiedenheit, ernstes Tugendstreben und sittliche Schönheit in dasselbe hineinbringen?

Kann jemand, solange er das lebendige Bewußtsein dieser Wahrheiten in seinem Herzen trägt, ein gemeiner Mensch werden? Muß er sich nicht angeregt fühlen, mit Eifer nach Tugend zu streben und Gottes- und Nächstenliebe zu üben? Muß er sich nicht angetrieben fühlen, gegen die Leidenschaften zu kämpfen? Die Demut, Sanftmut, Geduld, die Liebe, die Friedfertigkeit, die Mäßigkeit, die Keuschheit zu üben, all die Tugenden, die, wenn jedermann sie übte, die Welt zu einem Paradiese machen würden.

Sonderbar, viele Menschen meinen, wenn sie eine republikanische Staatsform besäßen, wäre die Welt gerettet, als wenn die Republik alle Republikaner zu vortrefflichen Menschen umschüfe. Man macht jetzt in der Nationalversammlung neue Gesetze, neue Regierungssysteme, aber wenn man nicht den Menschen eine neue bessere Gesinnung geben kann, nützen alle Paragraphen nichts.

Man öffnet die Gefängnisse und meint, die Freiheit würde von selber die Menschen gesittet sein lassen, und täglich nimmt das Verbrechertum zu. Mit den Worten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist die Welt nicht gerettet, ebensowenig wie mit Hurrarufen und Militärmusik die Schlacht gewonnen wird.

Die Uebel liegen tiefer, die Schäden liegen in der Seele, und da eben will das Christentum die Menschen fassen. Der göttliche Heiland, der doch die Menschen auch auf Erden glücklicher machen wollte, hat gesagt, Arme und Reiche würde es immer geben, dem Kaiser sollte man geben, was des Kaisers sei, also die gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Ordnung, wie sie gerade bestand, hat er nicht angetastet, aber er trat an den einzelnen Menschen heran und verlangte von ihm eine innere Umwandlung der Gesinnung. Sobald die da sei, würden aus ihr heraus sich der Verkehr von Arm und Reich, von Vorgesetzten und Untergebenen von selber regeln. Die Autorität würde sich mit Liebe, der Besitz mit Barmherzigkeit und Opfersinn, die höhere Stellung mit Demut und der Erkenntnis verbinden, daß durch allen Reichtum und Ansehen man Gottes und der Mitmenschen Schuldner werde und mit der Größe der irdischen Güter die Verpflichtung wachse, seine Talente und seine Güter

opferfreudig in den Dienst der Mitmenschen zu stellen. Die Armut fände in dem armen gekreuzigten Heiland ihren Trost und ihre Hoffnung, der Dienende im Gehorsam des menschgewordenen Gottessohnes gegen seinen himmlischen Vater seine Stütze, der Leidende und Kranke in der Himmelshoffnung Kraft zu geduldigem Ertragen.

Wenn aber heute der Materialismus — die Weltanschauung der ungläubigen Arbeitermassen — eifrig verkündet: Du hast keine unsterbliche Seele, stirbst du, bleibts nichts von dir übrig, als eine Hand voll Staub, einen Gott gibts nicht, eine Ewigkeit auch nicht, die Furcht der Menschen hat die Hölle geschaffen und das nicht gestillte Verlangen, es besser zu haben, als in diesem elenden Leben, den Himmelstraum.

Der Mensch ist nichts anderes als ein hochentwickeltes Tier. Was man ungeordnete Neigungen nennt, das sind kräftige Naturtriebe, die sich geltend machen und ausleben wollen.

Torheit ist es darum, sich sittliche Schranken aufzulegen und sich sozial beschränken, in seinen Genüssen stören zu lassen. Das Leben genießen ist die Parole. Jede Beschränkung muß fallen. Eine Autorität und Obrigkeit, die eine wirklich begründete Herrschaft ausüben, Gesetze diktieren könnte, gibt es nicht. Wir gehorchen, wie und so lange und so weit wir wollen.

Da es kein Gewissen, keine Verantwortung vor einem höheren Richter gibt, so ist Stehlen, Plündern, Rauben, Morden nur insofern ein Verbrechen, als es uns und der menschlichen Gesellschaft nachteilig ist. Ob aber das letztere der Fall ist, das beurteilen wir selbst von unserem Standpunkte aus, über den wir niemanden Rechenschaft schuldig sind. Denn eine allgemein bindende Richtschnur sittlichen Lebens gibt es nicht. Durch die sogenannten zehn Gebote als Naturgesetz sich am Gängelbande führen zu lassen, ist Unsinn."

Ob und wie bei solchen Anschauungen ein gesittetes, gesellschaftliches Leben möglich ist, und wie lange, das wird die Zukunft lehren. Noch sind viele Menschen im Taumel und denken, revolutionäre Zeiten brächten immer solche Erscheinungen mit sich. Das ist gewiß zuzugeben und auch das, es würden auch in Völkern, in denen der christliche Glaube noch Geltung hat, solche Störungen im gesellschaftlichen Leben sich ereignen. Die Geschichte beweise das. Das ist ganz richtig, dabei muß aber immer gesagt werden, daß solche Erscheinungen nicht der Religion als solcher zur Last fallen, sondern immer wieder den Leidenschaften, die sich über die Vorschriften der Religion hinwegsetzen.

Wenn man nun aber diese religiös-sittlichen Schranken ganz hinwegreißt und den Leidenschaften, dem Egoismus, der schrankenlosen Sinnlichkeit geradezu das Recht zuspricht, sich geltend zu machen, ja den Egoismus als die Triebfeder zu allem Handeln, als die eigentliche treibende Kraft des Kulturfortschrittes ansieht, was soll dann erst werden?

Es ist ja bedenklich, sich aufs Prophezeien zu verlegen, besonders jetzt, wo die letzten Jahre allen gezeigt haben, wie viel Lügenpropheten die Welt gehabt, aber die Prophezeiung, daß glaubenslose Grundsätze die Welt nicht neu aufbauen und ein gottvergessenes Volk kein glückliches Volk sein und werden kann, hat die Weltgeschichte im Laufe der Jahrhunderte immer wieder aufs neue bestätigt.

Wie die Gesinnung beschaffen sein muß.

II.

Wir sprachen in der letzten Nummer von der Gesinnung und erklärten sie als eine in engem Zusammenhang mit dem Gefühlsleben stehende beharrliche Richtung des Willens zu irgend einer Person, einer Sache, kurz zu etwas, was uns als etwas wertvolles und darum zu erstrebendes, oder als etwas nichtiges und darum gleichgültiges oder zu verachtendes erscheint.

Die Gesinnung ist nun bei dem Tun und Lassen der Menschen von der größten Wichtigkeit. Nicht das äußere Werk, wenn es in sich auch ein gutes wäre, gibt demselben seinen moralischen, sittlichen Wert, sondern die Gesinnung, in und mit der das Werk vollbracht wird.

Fragen wir nun, welcher Art unsere Gesinnung gegen andere Personen sein müsse, so kann es nur die des Wohlwollens und der Liebe sein. Der Haß einer Person, eines Menschen ist immer unerlaubt, nur das Böse an einem Menschen, nicht der Mensch selbst darf Gegenstand des Abscheus und der Abneigung sein.

Als Personen, denen gegenüber diese Gesinnung der Liebe und des Wohlwollens sich äußern kann, kommen vornehmlich drei in Betracht, die eigene Person, das eigene Ich, der Nebenmensch, und Gott.

Das eigene Ich. Der Selbstliebe haftet allerdings in den Augen vieler ein sittlicher Makel an. Und doch sagt der Katechismus: „Der Mensch darf und soll sich selbst lieben." Der Mensch hat nämlich an sich selbst eine große Aufgabe zu erfüllen, die in letzter Linie darin besteht, Gott zu erkennen und zu lieben und sich dadurch zu einer sittlichen im Denken, Reden und Handeln gottwohlgefälligen Persönlichkeit durchzubilden. Daraus folgt also ganz von selbst die Liebe zum eigenen Ich und die Sorge für sich selbst.

Nun kann aber diese Selbstliebe eine geordnete und ungeordnete sein. Geordnet ist sie, wenn wir vor allem für das Heil unserer Seele besorgt sind und darum alle die Mittel eifrig benutzen, die dasselbe zu fördern geeignet sind. Und da dürfen und müssen wir auch dem Leibe und den zeitlichen Gütern, wie Gesundheit, Vermögen, gutem Namen, liebevolle Sorge zuwenden, nur müssen wir diese Dinge nicht losgelöst von Gott, sondern als seine Gaben betrachten und darum auch nur nach seinem Willen gebrauchen.

In sich selbst aber soll der Mensch sich als Geisteswesen lieben, denn dadurch ist er ja vorzüglich ein Ebenbild Gottes und darum der Körper, die Sinnlichkeit ihm unterzuordnen. Da nun aber die sinnlichen Triebe sich oft aufbäumen gegen den Geist, und sie, wenn man sie wuchern läßt, die Erkenntnis für das, was religiöse und sittliche Pflicht ist, allmählich verdunkeln und den Willen knechten, so ist Selbstverleugnung und Abtötung in einem gewissen Maße uns allen notwendig.

Wie der Fuhrmann, wenn er mit seinem Wagen bergab fährt, den Hemmschuh ans Rad preßt, damit er sein Fuhrwerk in der Hand behält, es nicht die Richtung verliert, und es nicht mit ihm in den Abgrund rennt, und wie der Reiter die Zügel gebraucht, um sein feuriges Roß zu leiten, wohin er will, so muß der Mensch durch Abtötung der Sinne und Zügelung der Leidenschaften seine Seele vor dem Fall in die Abgründe der Sünde bewahren und mit fester Hand das Streben auf das sittlich Gute hinlenken.

Eine gute Gesinnung schließt zweitens die Liebe zu unserem Nebenmenschen in sich. Und diese steht um so höher, je umfassender, je inniger, je opferfreudiger sie ist. Die Nächstenliebe ist einmal eine Erweiterung der Selbstliebe, indem man sich selbst beglückt fühlt, wenn andere an dem teilnehmen, was wir unser eigen nennen, dann aber auch eine Beschränkung der Selbstliebe, indem der Mensch eben nicht alles für sich besitzen und genießen will.

Der schlimmste Feind der Nächstenliebe ist darum der sogenannte Egoismus. Er gedeiht ganz besonders auf dem Gebiete des Besitzes und dem der Ehre. Hier nennt man ihn Habsucht und Ehrsucht. Die Habsucht hat zwei häßliche Kinder, einen Sohn, den Geiz, und eine Tochter, die Unbarmherzigkeit. Auch die Ehrsucht hat einen Sohn mit häßlichen Zügen, das ist der Neid, und eine unfeine grobe Tochter, das ist die Rücksichtslosigkeit, die Ellenbogenkraft, die rechts und links die Konkurrenten bei Seite zu schieben sucht.

Zu der Habsucht und Ehrsucht kommt als dritter Feind der Nächstenliebe die Genußsucht, die alles für sich gebraucht, der kein Wein zu teuer ist, kein Leckerbissen zu oft vorgesetzt werden kann, die für eine Mahlzeit oder ein Trinkgelage ohne Gewissensbeschwerden so viel ausgeben kann, daß zehn arme Familien mit vielen Kindern davon den ganzen Tag leben könnten

Leider ist dieser Egoismus, dieser Mangel an Liebe das Zeichen der Zeit. Und die Revolution hat darin nicht die geringste Besserung gebracht. Im Gegenteil der Spruch der alten Gottvergessenen ist wieder in voller, allgemeiner Geltung: Lasset uns essen und trinken, morgen sind wir tot".

Man spricht und schreibt so viel, wie gedrückt das deutsche Volk sei. Wer den vollen Besuch der Kinos, der lustigen Theater, der Vergnügungslokale sieht, merkt nichts von diesem Gedrücktsein und dieser Trauer.

Wir sind gewiß ein armes Volk und halten mit Recht den Alliierten vor, wir gingen dem Untergange entgegen und könnten die Lasten nicht tragen, aber wenn die Engländer, Franzosen und Belgier, die unser Gebiet besetzen, in den Wirtschaften sehen, wie auch von gewöhnlichen Leuten die teuersten Weine getrunken und Zigarren das Stück zu 90 Pfg. und 1 Mark geraucht werden, dann müßten sie eigentlich mit dem Kopfe schütteln und sagen: „Entweder ihr seid nicht arm, oder ihr seid in einem Wahn begriffen und blind für das, was euch droht". Man hat so viel von Brüderlichkeit gesprochen und jetzt, wo die Zeit da ist, mit der auch die Liebe und Brüderlichkeit erblühen sollte, sehen wir einen Haß, ein sich gegenseitiges Beschimmeln, ein sich gegenseitiges Betrügen, eine Rücksichtslosigkeit gemeinster Ausbeutung, ja einen Haß, eine Verleumdung, eine Lügenhaftigkeit, eine Unehrenhaftigkeit, daß man sich sagen muß, anstatt nun einmal recht sozial zu empfinden, rüttelt man an den sittlichen Fundamenten, die das menschliche Gesellschaftsgebäude tragen, an den Säulen, die es stützen. Wann kehrt die Welt zur Liebe zurück!

Der vornehmste Gegenstand, auf den die Gesinnung der Liebe sich richten soll, ist Gott. Ihm gebührt darum eine Liebe, die ihn höher schätzt, als alles andere. In ihm gründet zuletzt auch die Nächstenliebe.

Wie oft hat man seit Alexander von Humboldt das Wort Humanität, Menschenliebe gehört. Mit ihr wollte man die Menschheit beglücken, ohne daß sie an Gott zu glauben brauchte. Und nun hat uns der letzte Krieg, der doch die Völker vor sich selbst sollte erschrecken machen, mit seinem harten Finger es in die Weltgeschichte geschrieben, welche Fortschritte die Humanität ohne den Glauben an Gott aufzuweisen und zu zeitigen vermag. — Aber wann kommt die Einsicht? Vielleicht dann, wenn es zu spät ist!

Ein Körnchen Lebensweisheit.

In den letzten 30 Jahren hat die Technik der Orgelbauer ungeahnte Fortschritte gemacht. Während früher der Organist mit kräftiger Hand die Register ziehen mußte, braucht er jetzt nur auf ein kleines Plättchen zu drücken und das gewünschte Register ist auf alle Tasten zum Ansprechen bereit. Nur eines ist mißlich. Im Sommer, wenn längere Zeit Trockenheit und hohe Wärmetemperatur herrscht, krümmt sich in dem Orgelgehäuse das Holz oder Leder, die Ventile schließen nicht genügend und ein häßliches Pfeifen und Flöten entsteht, das sofort anhebt, wenn nur aus dem Blasebalg der Wind in die Röhren kommt. Am unangenehmsten ist, daß dieses Malheur immer bei dem zartesten Register, der Aeoline zutage tritt.

Es gehört nun von Seiten des Organisten ein großes Geschick dazu, soll nicht der Gottesdienst andauernd unter dieser Störung leiden, beim Spielen den Fehler zu verwischen. Wie macht er das denn? Er läßt, trotzdem es ihm leid tut, zunächst das ganze Aeolinregister in Ruhe oder sucht eine Harmonisierung, bei der er die kranken Töne in den Akkorden gar nicht oder selten anzuschlagen braucht.

Auch die Familie ist einer Orgel gleich. Die einzelnen Register, die spielen, sind die Familienmitglieder mit ihrer verschiedenen Größe, Alter und Charakter, Vater, Mutter, Kinder und Dienstboten. Die Töne, die man dort vorgespielt bekommt, d. h. die Worte und Werke, hängen, abgesehen von der inneren guten oder schlechten Beschaffenheit des Seelenmetalls der Register vielfach von der reinen guten Stimmung ab, in welcher die Familienmitglieder sich befinden.

Manchmal ist im Hause hohe Temperatur und dann ist das eine oder andere Register in gewissen Tonlagen wund und defekt und bringt allerhand Störungen, Unordnungen und Zwistigkeiten in den Verkehr. Was muß man da tun? Man muß es machen, wie unser Organist. Das mißstimmte Register entweder ganz in Ruhe lassen, also den zornigen Mann, die aufgeregte Frau, die nervöse Tochter, oder wenigstens bei seinen Unterredungen die Vorsicht gebrauchen, solche Akkorde wählen, wo die wunden Stellen der verstimmten Gemüter nicht berührt werden. Man käme dann in solchen verdrießlichen Tagen, die immer einmal sich wiederholen, doch noch leidlich gut miteinander aus, und wenn die Luft nicht mehr so trocken ist, haben die Register und die Töne, die, wenn man sie, als sie wund und defekt waren, zu viel gebraucht hätte, ganz verdorben worden wären, ohne weitere Reparatur auch wieder einen schönen, volltönenden Zusammenklang. Und welch ein Glück wäre das fürs Familienleben!

Du hast ein Saitenspiel, ganz rein in allen Saiten
Gestimmt, die Melodie des Herzens zu begleiten.
Nur eine Sait' ist dran, die, wenn du scharf sie rührst,
Gibt einen Mißton an, den du im Herzen spürst.
Was will du tun? du mußt, wenn du die schwachen Saiten
Nicht ganz vermeiden kannst, darüber leis hingleiten.
Du hast ein liebend Herz, auch rein dir gleichgestimmt,
In dessen Widerklang sich deines ganz vernimmt.
Nur eine Sait' ist dran, die, wenn du scharf sie rührst,
Gibt einen Mißton an, den du im Herzen spürst.
Willst du dem Herzen wie dem Saitenspiel nicht wehe tun?
Laß die verstimmende, verstimmte Saite ruhn!

Die Aehre.

Geht man jetzt über Land, ziehen die Felder mit ihren Aehren die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Die Aehre! Wie bescheiden sie sich ausnimmt. Und doch ist alles an ihr so wundervoll: Ursprung, Entwicklung und Bestimmung. Vor etwa neun Monaten hat der Ackersmann der wohlvorbereiteten Scholle ein kleines Körnlein anvertraut. Und siehe: nach drei- bis vierwöchentlichem Schlaf hat sich das kleine Ding in die Erde gebohrt, darin Wurzel gefaßt und nun ist aus ihm ein, wie es unsern Augen scheint, einfaches Grashälmchen geworden. Bald zieht kalte Luft, Winterfrost mit Schnee und Eis über dasselbe her und still duckt sich das Hälmchen und wartet auf die Frühlingssonne, die so viele Wunder wirkt.

Während der Ackersmann ruhig seine Hände im Schoße liegen läßt, ist jetzt Gottes Hand allein daran, für unsere Korn- und Weizenfelder zu sorgen. Wärme, Regen und Wind nimmt er in seinen Dienst. Bald haben die Millionen Halme ihr Haupt erhoben, und nun stehen sie alle da in ihrer hoffnungsvollen, dunkelgrünen Farbe.

Jetzt fängt der Halm an sich zu runden und gleichsam, als hätte er Angst vor zu heißen Sonnenstrahlen, zieht ein jeder sein Höschen an, um die allmählich emporsprossende Frucht in besseren Schutz zu nehmen. Noch einige Tage und der Stengel ist da, stolz blühend, stramm und gerade stehend, wie eine Kerze, obgleich nur auf einem Bein. Die tausende umherstehenden Geschwister stützen sich, ein Halm, eine Aehre lehnt an die andere.

Welch herrlicher Anblick, der des Landmannes Herz erfreut und den schönsten Lohn seines Schaffens ihm verbürgt. Auf die Blüte folgt das Korn, 50—70 auf einer Aehre.

Bald ist unter der Sonne wärmenden Strahlen die Frucht reif geworden. Es rauscht die Sichel, die Maschinen sind in Bewegung und der Arbeit gibts kein Ende, bis die Garben eingeheimst, das Korn gedroschen, das Brot auf dem Tische erscheint, und Eltern und Kinder sich vor der grausamen Hungersnot sicher wissen.

So ein kleines Weizenkörnlein ist ein gar winziges Wesen. Und doch, eine wie große Rolle spielt es unter den Menschen. Das haben wir im Völkerkrieg erfahren, und im Brotbuch steht es mit dicken Lettern geschrieben.

Aus dem grauen Staub der Erde hat Gott einst den Menschen gebildet. Der weiße Staub des Weizenkörnleins muß den Menschen erhalten. Ohne Brot, Hungersnot. Die Mächtigen der Erde, wie diejenigen, die mit krummgebücktem Rücken ihrer Arbeit nachgehen, der reiche Gutsbesitzer, wie sein ihm dienender Knecht, der Kaufmann und der Bankier, sie alle haben vor dem Weizenacker den Hut abzunehmen und demjenigen in Ehrfurcht zu danken, der Sonne und Wolken in seinen Händen hält und der Erde die geheimnisvolle, wunderbare Kraft verliehen hat, dem Menschen das tägliche Brot zu verschaffen.

Hülfe in der Not.

(Gedichtet von einer schlichten Frau am 84. Geburtstage 28. 3. 1919.)

Weit her verhallte aus ehernem Munde
Ein Glockenton durchs hohe Ried
Verkündend, daß in dieser Stunde,
Ein Pilger aus dem Leben schied.
Sie hört es nicht, die in der Stille
Spät abends geht am Rheinesstrand;
Sie trägt ein Kind in Lumpenhülle,
Ein Zweites führt sie an der Hand.
Da fragt der Knab mit leisem Weinen:
„Muß man so weit zum Bäcker gehn? —
Er wohnt gewiß nicht hier am Rheine,
Wo rings umher kein Haus zu sehn?"
„Kommt Vater aus dem Krieg nicht wieder?
Er kaufte sonst doch öfter Brod: —
Da bückt das Weib zum Kind sich nieder
Und ruft: „O Gott! Er ist ja tot!"
Mein armer Klaus, hör auf zu klagen,
Bin selbst vor Leid und Hunger krank.
Ein dreifach Kreuz kann ich nicht tragen,
Es ist zu schwer, der Weg zu lang."
Sie reißt ein Tuch in schmale Streifen,
Dann sie den Jungen an sich preßt
Und bindet ihn, so wie mit Reifen,
An ihrem eignen Leibe fest.
Dann stürzt sie näher an das Ufer
Dort, wo die Wellen höher gehn —
Da wird ein „Halt" ihr zugerufen,
Indeß zwei Herren vor ihr stehn.
„Unglückliche, sag uns geschwinde,
Was trieb dich zu der grausen Tat,
Den Tod zu suchen mit dem Kinde;
Vielleicht hilft dir noch guter Rat."
„O Herr! Ich nenn' kein Heim mein eigen,
Das Letzte gab ich hin für Brod,
Von andern Leiden will ich schweigen,
Die sollen enden durch den Tod."
Der ältere Herr sprach: „Laßt mich sorgen,
Kommt, folget mir und seid getrost,
Das Weitere besprech ich morgen,
Ob besser es sich für Euch erlost.
Ich bin ein Arzt, hab keine Kinder,
Den Knaben lasse ich erzieh'n.
Dann wird der Kummer schon gelinder
Und Leid und Sorgen werden fliehn."
Da folgten sie auf kurzem Wege
Dem edlen Manne in sein Haus,
Dort fanden sie die beste Pflege,
Drob freut am meisten sich der Klaus.
Die Frau genoß nicht lang die Gabe
Sie barg in sich den Todeskeim.
Nach Wochen trug man sie zu Grabe
Aus ihrem stillen neuen Heim.
Die Kinder, die verwaist nun waren,
Die hat der Arzt dann adoptiert,
Er denkt und hofft, nach zwanzig Jahren
Wird Klaus zum Doktor promoviert.

Therese Müller.

Der Kulshof und seine Schicksale.

5)

Das war ein Schlag in einen glühenden Kohlenhaufen. Zischend flogen die Funken nach allen Seiten. Der eifrig gewordene Pfarrer legte das glühende Gesicht wieder auf seine Hände und schaute ernst vor sich hin. Erst begann ein Gewispel unter den Weibsbildern über die grobe Rede des Pfarrers. Dann erholten sich auch die Männer von ihrem Schrecken, und der Doktor, den natürlich der Pfarrer am tiefsten verwundet hatte, raffte seine ganze Mannheit zusammen und suchte die nicht zu leugnende Wahrheit mit feilem Hohn zu töten.